

WOLFGANG ISING

LESEPROBE



Die **50**er
in unserer
Siedlung

Selbstversorger in den Nachkriegsjahren

Dezember

Den letzten Monat des Jahres als »die schönste Zeit des Jahres« zu bezeichnen, klingt unlogisch. Ist es doch ein kalter und dunkler Monat. Doch er hat das Weihnachtsfest mit seiner erwartungsvollen Vorbereitungszeit, die Familien rücken zusammen, man schenkt sich etwas, bringt Licht ins Dunkel ... Der Dezember ist für mich seit jeher ein Monat mit eigenem Charakter und nicht mit den anderen Monaten des Kalenders vergleichbar. Als Kind, in den Fünfzigern, hatte ich im Dezember stets das Gefühl, dass etwas »in der Luft lag«. Ich verspürte eine Art kollektives Glücksgefühl, das sich mit Beginn der Adventszeit langsam einschlich und von Tag zu Tag intensiver wurde, bis es zu Weihnachten seinen Höhepunkt erreichte und nach Silvester schlagartig verschwunden war.

Bei mir begann das Dezembergefühl bereits Ende November, wenn meine Oma anfang, ihre Weihnachtsplätzchen zu backen. Dann änderte sie auch ihre Essgewohnheiten. Anstatt wie sonst ihr Frühstücksbrot mit ihrer Marmelade zu bestreichen, legte sie plötzlich kleine »Braune Kuchen« oder dünn geschnittene Marzipanscheiben drauf. Und wir machten es ihr nach. Ein eindeutiges Indiz dafür, dass das schönste Fest des Jahres nicht mehr fern war. Wenn dann meine Mutter den etwas eingestaubten Karton mit der Adventsdekoration aus der Abseite hervorholte,

wurde ich »kribbelig«. Auf den Wohnzimmertisch kam eine Tischdecke mit weihnachtlichen Motiven, die Mutter mit buntem »Flammengarn« selbst aufgestickt hatte. Darauf stellte sie einen kleinen Holzständer, an dem an vier breiten roten Schleifenbändern unser Adventskranz hing, bestückt mit vier Kerzen, künstlichen Ilex-Beeren und kleinen Fliegenpilzen. Ein geschwungener vierflammiger Kerzenleuchter, der sonst seinen Platz in der Stube hatte, machte jetzt das gemeinsame Wochenend-Frühstück in der Küche heimeliger. Und schließlich stand auf der Vitrine im Wohnzimmer eine Vase mit Tannenzweigen, an denen ein bisschen Lametta glizerte.

Mehr Deko war nicht in diesen Jahren. Stattdessen erinnerte in vielen Fenstern eine einzelne Kerze daran, dass nach dem Krieg noch immer nicht alle Männer heimgekehrt waren.

Einen Adventskalender hatte ich damals auch schon – mit viel »Glitzer« auf seiner Frontansicht. Er hing an der Wand neben unserem Küchenfenster, und hinter jedem Türchen war nur ein Bild mit einer weihnachtlichen Darstellung. Keine Schokolade. Dafür lag aber jeden Morgen etwas Süßes vor dem Fenster an der Treppe. Ich sammelte es ein, wenn ich zum Frühstück herunter kam. Ich vermutete, dass Oma die Sachen da hingelegt hatte, aber die stritt das vehement ab. Überhaupt wollte es aus der ganzen Familie niemand gewesen sein, wodurch die vorweihnachtliche Anspannung in meinem Innern nur weiter zunahm.

Abgesehen davon, dass Anfang Dezember stets unser zweites Schwein geschlachtet wurde, war es für uns ein ruhiger Monat, zumindest was die Arbeit betraf. Nach-

mittags saßen wir oft im gemütlichen Wohnzimmer beisammen. Dann wurde im Schein der Adventskerzen Kaffee getrunken, wir aßen Omas Plätzchen, die schmalztriefenden »Hirschhörner« von meiner Mutter oder leckeren Stollen, der auf Wunsch sogar mit Butter bestrichen wurde. Getrocknete Datteln und Feigen erfreuten sich während der Adventszeit in unserer Familie stets großer Beliebtheit. Wir sangen Winter- und Weihnachtslieder, bei denen Oma klar den Ton angab. Sie kannte alle – von jedem Lied den ganzen Text. Es war immer eine sehr heimelige Atmosphäre.

Das Ausmaß an elektrischer Weihnachtsbeleuchtung war in den fünfziger Jahren in unserem Siedlungsgebiet nicht der Rede wert. Der einzige Ort, an dem es sie überhaupt gab, war das Geschäft unseres Krämers Martens. Der hatte stets kurz vor dem ersten Advent direkt hinter seiner Schaufensterscheibe ein wenig Tannengrün ausgelegt und darauf eine Reihe Glühbirnen installiert. Wenn es nachmittags schummrig wurde und er die Lampen einschaltete, gingen wir Kinder oft hin und schauten uns von außen die »weihnachtlich« beleuchteten Auslagen im Schaufenster an.

Wenn man ein paar mehr Lichter sehen wollte, musste man sich schon nach »unten« begeben, womit das Ortszentrum gemeint war. Dort gab es in der Einkaufsstraße eine professionell installierte Weihnachtsbeleuchtung mit Lichterketten, die in gleichen Abständen quer über die Straße gespannt waren. Auch die Schaufenster der Geschäfte waren etwas großzügiger illuminiert als der Krämerladen von Martens. Außerdem standen rund um die älteste Kirche des Ortes sowie auf dem Schlossteich

verschiedene zweidimensionale Märchenfiguren, die auf dem Wasser sogar angestrahlt wurden. Diese Tradition hat sich im Bergedorfer Ortszentrum mit dem alten Wasser-Schloss bis heute erhalten. Die Darstellung der Geschichte vom »Fischer und sien Froo« passt nach wie vor in die gemütliche Kleinstadtatmosphäre. Wenn es dann noch schneit, ist es ein Ort wie aus dem Bilderbuch.

Das erste herausragende Ereignis der Adventszeit war der Nikolaustag. Ein Tag, an dem es Stiefel voller Süßigkeiten gab und auf den ich mich so herrlich einstimmen konnte, indem ich am Vorabend beim Putzen meiner Winterstiefel immer und immer wieder »Lasst uns froh und munter sein« vor mich hin trällerte.

Einmal jedoch sah ich diesem Tag mit gemischten Gefühlen entgegen. Da hatte mein Vater einen seiner großen grauen Gummistiefel frech auf die Küchenfensterbank gestellt und gemeint, da würde wenigstens ordentlich was reinpassen. Alle mahnenden Worte von mir und meiner Mutter halfen nicht. Er ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen und war davon überzeugt, dass er richtig viele Süßigkeiten einheimsen würde. Und Opa bestärkte ihn noch in seinem Glauben.

Am nächsten Morgen steckte eine Rute im Stiefel, worüber sich die beiden Männer lautstark »empörten«.

Ich hingegen stellte meine frisch gewienerten Winterstiefel vorm Zubettgehen immer auf die Fensterbank im Schlafzimmer. Dann lag ich noch eine Zeit lang wach in meinem Bett und dachte darüber nach, wie der Nikolaus es anstellte, dass er unbemerkt ins Haus kam. Einerseits hätte ich ihn ja gern mal dabei beobachtet, wie er sich nachts durchs Zimmer schleicht und meine Stiefel füllt.

Andererseits hatte ich aber Angst, er könnte sauer werden, wenn er meine Neugierde mitbekäme. Also schloss ich lieber meine Augen und versuchte, so schnell wie möglich einzuschlafen. Solange ich klein war, gab es kein Jahr, in dem ich in der Nacht zum Nikolaustag nicht von dem guten Mann geträumt hatte. Und immer war er bereits dagewesen und der Tag schon vorbei. Wenn ich dann nachts aufgewacht bin, war ich heilfroh, dass es nur ein Traum war. Dann hab ich mich sofort auf die andere Seite gedreht, um schnell wieder einzuschlafen. Aufzustehen und nachzuschauen, ob er schon da war, habe ich mich nie getraut. Am nächsten Morgen aber schwang ich mich flink aus dem Bett, rannte zum Fenster und brüllte das ganze Haus zusammen: »Er war da, er war da!«

Beim Anblick der vollen Stiefel war ich immer völlig aus dem Häuschen. Der eine war meist randvoll mit Kringeln, Marzipankartoffeln und Nüssen. In dem anderen Stiefel steckte ein kleiner Tannenzweig, zusammen mit einem dicken Schokoladenweihnachtsmann. Und neben den Stiefeln, verteilt über die Fensterbank, lagen weitere Nüsse sowie Mandarinen und ein großer, blank polierter, rotbäckiger Apfel. Komisch, dass der immer genau so herrlich duftete wie die Äpfel aus unserem Garten, die im Keller lagerten.

Es weihnachtete überall

Später fand ich auch in der Schule die Adventszeit immer sehr schön. Da hingen überall große, gebastelte Papiersterne in den Fluren und an jedem Montagmorgen

sangen die Mitglieder des Schul-Chores in allen Stockwerken Weihnachtslieder. Dann wurden die Klassentüren geöffnet und der Unterricht unterbrochen, bis sich die »Sängerinnen« und »Sänger« unter Applaus in die nächste Etage verabschiedeten.

Samstags durften wir Kerzen von zu Hause mitbringen und auf den Tischen vor unseren Plätzen aufstellen. Die Kerzen wurden in der letzten Stunde angezündet und dann lasen wir bei zugezogenen Vorhängen Weihnachtsgeschichten und aßen dabei Mandarinen und Apfelsinen, die damals sehr viele Kerne hatten. So machten wir es auch am letzten Tag vor den Weihnachtsferien. Dann ging unser sonst so strenger Pauker sogar durch die Reihen und verteilte an jedes einzelne Kind in der Klasse eine süße Kleinigkeit.

Wenn die Weihnachtsferien anfangen und es nur noch wenige Tage bis zum Heiligen Abend waren, konnte man uns Kindern die innere Unruhe deutlich anmerken. Alle waren total aufgeregt und freuten sich auf das Fest der Feste. Untereinander sprachen wir über nichts anderes mehr und jeder von uns hoffte insgeheim, dass sich möglichst viele seiner Wünsche erfüllen würden. Ich bin mir sicher, dass diese paar Tage vor Heiligabend die spannendsten Tage des Jahres waren.

Wenn der große Tag endlich da war, gab es in jeder Familie feste Rituale, nach denen er begangen wurde. So wurde bei uns zum Beispiel der Weihnachtsbaum grundsätzlich erst am Vormittag des 24. Dezember geschmückt. Und zwar nur von meinen Eltern. Meine Großeltern und ich durften erst zur Bescherung ins Wohnzimmer, bis dahin blieb es für uns gesperrt.

Mittags aßen wir alle zusammen oben in Omas Küche Würstchen mit Kartoffelsalat. Die zwanzig »Wiener«, die sie tags zuvor beim Schlachter gekauft hatte, schwammen in einem großen Topf, der auf dem Kohleherd stand. Von denen verdrückte allein Opa schon sechs Stück. Trotz seines Alters hatte er immer einen gesunden Appetit. Die anderen Würstchen teilten sich meine Eltern, Oma und ich. Wobei ich nur zwei schaffte. Nach dem Mittagessen legten sich die beiden Alten immer ein wenig »aufs Ohr« und meine Eltern hatten jedes Mal noch etwas Wichtiges im Wohnzimmer zu »erledigen«.

So ähnlich war es auch in den anderen Familien. Also vertrieben wir Freunde uns draußen die Zeit. Wir glitschten in den Gräben, zogen mit unseren Schlitten durch die Siedlung oder pflückten Eiszapfen. Es war uns immer ziemlich egal, was wir an dem Tag machten, wenn nur die Stunden vergingen.

Pünktlich um 15:00 Uhr war Kaffeezeit. Da saßen wir dann alle wieder bei Oma in der Küche, aßen Stollen und Plätzchen und ließen die Kerzenstummel in dem hölzernen Leuchter endgültig runter brennen. Und wenn dann die matte Wintersonne hinter dem Horizont versunken war, war es schließlich soweit. Dann war Bescherung.

Gemeinsam mit den Großeltern stand ich mit pochendem Herzen im Flur vor der Wohnzimmertür und wartete, bis diese geöffnet wurde. Endlich durfte ich hinein in die geheimnisvolle Stube und konnte den prächtig geschmückten und mit flackernden Kerzen bestückten Weihnachtsbaum bewundern.

Es war zwar jedes Jahr nur eine einfache kleine Fichte, die auf dem Rauchtisch stand, um besser zur Geltung zu

kommen. An ihrer Größe änderte auch die aufgesteckte, glänzende Tannenbaumspitze kaum etwas. Aber behängt mit silbernen Kugeln, in denen sich die Flammen der Kerzen spiegelten, mit verschiedenen Kringeln, bunten »Werkzeugen« aus Schokolade und reichlich Lametta, schaffte es eine kleine Fichte jedes Jahr, großen weihnachtlichen Glanz in unsere gute Stube zu tragen.

Einmal hatten die Eltern sogar Wunderkerzen darin befestigt, deren sprühenden Funkenregen ich bestaunte. Mein Vater hatte einen Eimer Wasser ins Wohnzimmer gestellt, weil ihm dieses Feuerwerk doch nicht ganz geheuer war. Es blieb deshalb auch bei diesem einen Mal.

Bevor ich mich auf die Geschenke stürzen durfte, die vor dem Rauchtisch auf dem Fußboden aufgebaut waren, musste ich erst brav mein Weihnachtsgedicht aufsagen, das ich während der vergangenen Wochen auswendig gelernt hatte. Danach gab es dann aber kein Halten mehr. Ich hockte auf dem Fußboden und schaute mir an, was Knecht Ruprecht mir beschert hatte.

Die Anzahl der Geschenke hielt sich (aus heutiger Sicht) in Grenzen. Meistens war es ein größeres Teil, welches ich mir sehnlichst gewünscht hatte, zur Überraschung dann noch ein, zwei kleinere Sachen. Damit war ich auch zufrieden.

So bekam ich einmal eine tolle batteriebetriebene Eisenbahn. Die bestand aus einer Lokomotive, einem Kohlentender, zwei Güter- und zwei Personenwaggons. Außerdem befanden sich in dem Karton diverse breitspurige Schienen, sowohl gerade als auch gebogene, die man zusammenstecken konnte. Auch ein kleines Bahnhofsgebäude, ein beschränkter Bahnübergang, ein Signal

und eine Fußgängerbrücke waren dabei. Alles aus Blech. Und als Zugabe erhielt ich noch eine komplette Schaffnerausrüstung. Rote Schirmmütze, Fahrkartentasche, Signalkelle und Trillerpfeife. Ich war übergücklich – und natürlich habe ich meine Eisenbahn noch am selben Abend aufgebaut. Mitten in der Wohnstube. Und dann habe ich damit gespielt, bis die Batterien leer waren und ich mit meinem »Getriller« den Erwachsenen den letzten Nerv geraubt hatte.

In einem anderen Jahr war es eine Ritterburg samt Rittern, die Schwerter und Keulen schwingend vor dem Rauchtisch auf mich warteten. Ein Jahr darauf ein »Tipp-Kick«-Tischfußballspiel.

So oder ähnlich sah es damals auch in anderen Familien aus. Egal, ob Holz- oder Blechauto, Ziehharmonika, Puppenwagen, Schlittschuhe oder Knallplättchen-Revolver. Was ganz oben auf den Wunschzetteln stand, versuchten die Eltern zu erfüllen. Alles andere hing vom Geldbeutel ab.

Auf jeden Fall lag immer auch etwas zum Anziehen unterm Weihnachtsbaum. Eine Jacke, eine Hose oder ein Rock. Das waren alles teure Sachen und die bekam man nicht mal so eben zwischendurch. Solche Kleidungsstücke wurden das gesamte Jahr über aufgetragen. Wenn sie kaputt gingen, wurden sie geflickt und wenn sie zu klein wurden, dann ließ man den Saum raus – und zwar so oft, bis nichts mehr ging. Gerade an den Hosenbeinen konnte man am Ende eines Jahres gut erkennen, wer besonders schnell gewachsen war. Viele von uns liefen dann mit »Hochwasser«-Hosen durch die Gegend. Das hat damals niemanden gestört.